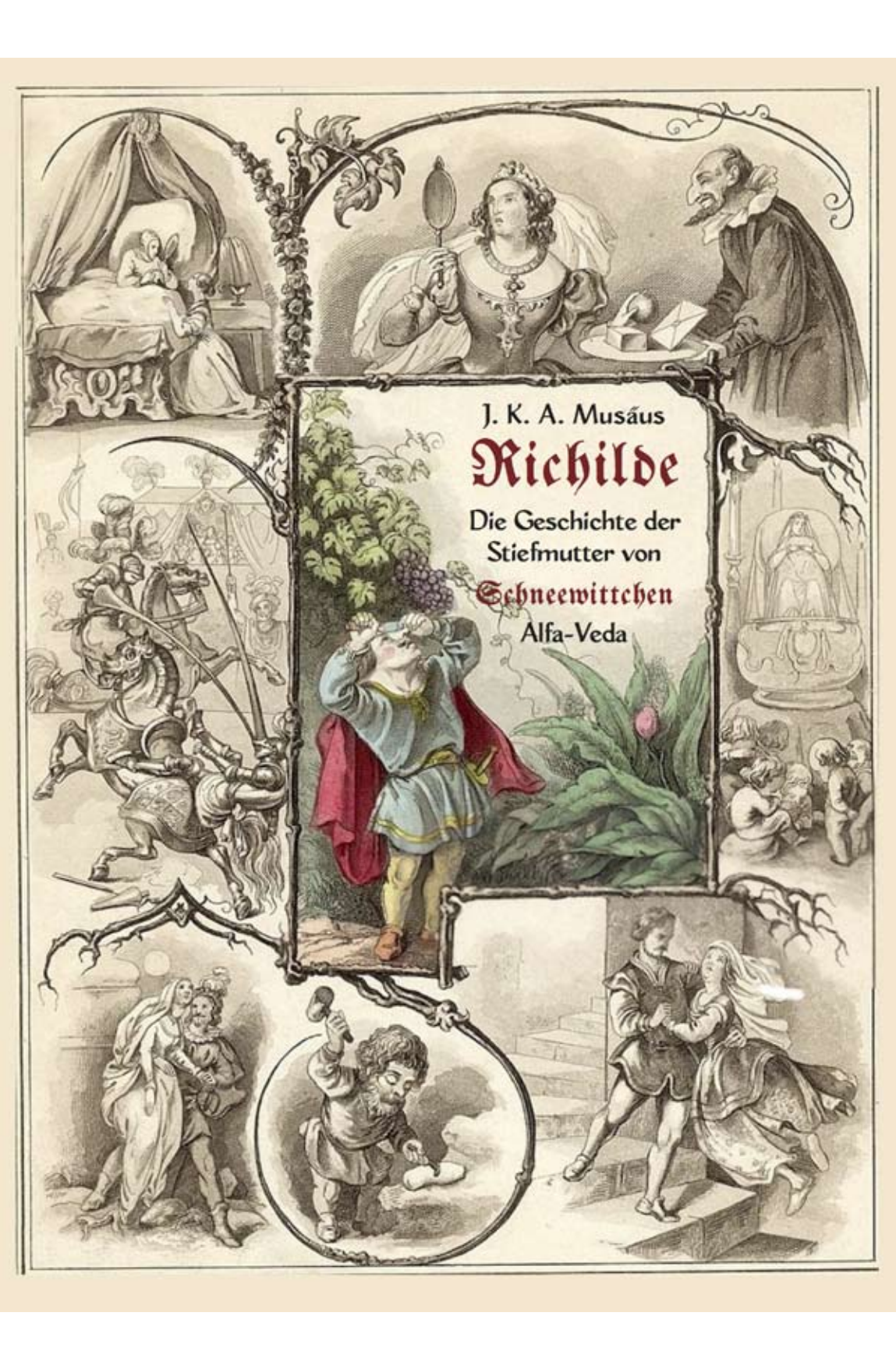

J. K. A. Musäus
Richilde
Die Geschichte der
Stiefmutter von
Schneewittchen
Alfa-Veda

Richilde pag. 70.

Johann Karl August Musäus

Richilde

Die Geschichte der Stiefmutter von Schneewittchen

Mit Bildern von Ludwig Richter

Klassiker für Bewusstseinsbezogene Bildung
Alfa-Veda

Erstveröffentlichung:
Johann Karl August Musäus
Volksmährchen der Deutschen
Band 1, Leipzig 1782

Schneewittchen erschien in:
Brüder Grimm
Kinder- und Hausmärchen
bei Georg Andreas Reimer, Berlin, 1812 -1858

Die Bilder von Ludwig Richter erschienen in:
Volksmährchen der Deutschen
Verlag Mayer und Wiegand, Leipzig 1842

Für Leser von heute bearbeitet und
mit Glossar versehen von Jan Müller

Alfa-Veda Verlag, Oebisfelde 2022
www.alfa-veda.com

ISBN 978-3-945004-09-8

Bunderich der Pfaffenfreund, Graf von Brabant, lebte um die Zeit der Kreuzzüge mit so exemplarischer Frömmigkeit, dass er den Namen des Heiligen so gut

verdient hätte wie Kaiser Heinrich der Hinker; seine Hofburg sah einem Kloster ähnlich, man hörte da keine Sporen klirren, keine Rosse wiehern, keine Waffen rauschen; aber die Litaneien andächtiger Mönche und das Geklingel der Silberglocken tönten ohne Unterlass durch die Hallen seines Palastes. Der Graf versäumte keine Messe, wohnte fleißig den Prozessionen bei und trug eine geweihte Wachskerze, pilgerte auch an alle heiligen Orte, wo Ablass erteilt wurde, auf drei Tagereisen weit rings um sein Hoflager.

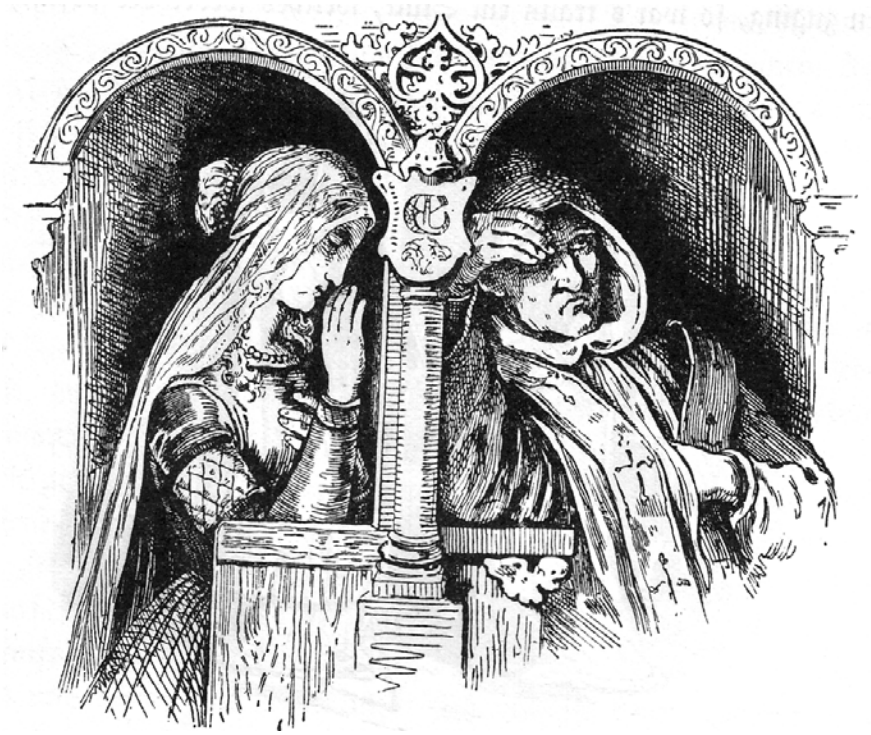
Dadurch erhielt er die Politur seines Gewissens so rein und unbefleckt, dass auch kein sündiger Hauch daran haften konnte, dennoch wohnte bei dieser großen Gewissensruhe keine Zufriedenheit in seinem Herzen, denn er lebte in kinderloser Ehe und besaß gleichwohl große Schätze und Renten. Diese Unfruchtbarkeit nahm er als eine Strafe des Himmels an, weil, wie er sagte, seine Gemahlin zu viel eitlen Weltsinn habe.

Die Gräfin grämte sich innerlich über diesen frommen Wahn. Obgleich die Andächtelei eben nicht ihre Passion war, so wusste sie doch nicht eigentlich, wodurch sie das Strafgericht der Unfruchtbarkeit verdient haben sollte, denn die Fruchtbarkeit ist ja nicht eben eine Prämie der weiblichen Tugend. Indessen verabsäumte sie nichts, den Himmel, wenn die Vermutung ihres Gemahls allenfalls Grund haben sollte, durch Fasten und Kasteien zu versöhnen, aber diese Bußübungen wollten nicht anschlagen, und ihre Taille wurde bei dem strengen Regime nur immer schlanker.

Zufälligerweise traf es sich, dass Albertus Magnus, als er auf Befehl Gregor des Zehnten von Köln aufs Konzilium nach Lyon zog, seinen Weg durch Brabant nahm und beim Grafen einsprach, dessen Gastfreigebigkeit gegen die Kleriker keine Grenzen hatte. Er empfing seinen Gast nach Standesgebühr und Würden. Albertus war aus dem Geschlecht der Grafen

von Bolstädt in Schwaben, er war Bischof in Regensburg gewesen, hatte dieser Würde aber entsagt aus Liebe zu den Wissenschaften.

Er ließ sich auch von ihm eine Messe lesen, für die er hundert Goldstücke zahlte, die Gräfin wollte ihrem Gemahl an Freigebigkeit nicht nachstehen, darum ließ sie sich gleichfalls eine Messe lesen und zahlte dafür hundert Goldgulden, außerdem bat sie den ehrwürdigen Dominikaner, dass er ihre Beichte hören möchte, wobei sie ihm das Anliegen wegen ihrer Unfruchtbarkeit offenbarte und getröstet von ihm hinweg ging.



Er untersagte der betrübten Beichttochter alle Buße und ferneres Kasteien, schrieb ihrem Herrn und ihr eine reichlichere Diät vor und verhieß mit prophetischem Geiste, dass sie, eh er

noch vom Konzilium zurückkehrte, mit Leibesfrucht gesegnet sein würde. Die Prophezeiung traf ein: Bei der Wiederkehr von Lyon fand Albertus in den Armen der erfreuten Gräfin ein zartes Fräulein, das Ebenbild der holden Mutter, die allen Heiligen dankte, dass ihre Schmach nun von ihr genommen war.

Vater Gunderich hätte zwar lieber einen männlichen Erben ankommen sehen; aber weil das kleine Geschöpf so niedlich und freundlich war und ihm so unschuldsvoll entgegen lachte, trug er's oft auf den Armen und hatte große Freude daran. Weil nun der Graf in den Gedanken stand, der fromme Albertus hab ihm diesen Ehesegen vom Himmel erbeten, so erdrückte er ihn schier mit Wohltaten, und bei seinem Abzug verehrte er ihm ein prächtiges Messgewand, wie es nicht einmal der Erzbischof von Toledo in seiner geistlichen Garderobe hatte. Die Gräfin bat um Alberts Segen für ihr Töchterlein, und er erteilte ihn mit einer Inbrunst und Teilnehme, dass die Lästerchronik des Hofs allerlei zu munkeln begann, was die Familienforscher über die Abstammung des Fräuleins hätte irre führen können; doch Vater Gunderich nahm von dem Gerede keine Notiz und ließ alles gutmütig beim Gleichen bewenden.

Albertus Magnus war ein sonderbarer Mann, der bei seinen Zeitgenossen in zweideutigem Ruf stand, einige hielten ihn für einen Heiligen, wie sie im christlichen Kalender zu finden sind, andere verschrien ihn als einen Schwarzkünstler und Teufelsbanner; noch andere sprachen, er sei keines von beiden, sondern ein hochgelehrter Philosoph, der die Natur beschlichen und ihr alle Geheimnisse abgewonnen habe.

Er vollbrachte auch wunderbare Dinge, worüber nicht wenige erstaunten; denn als Kaiser Friedrich der Zweite seine Künste sehen wollte, lud er ihn im Eismonat zu Köln am Rhein auf ein Frühstück in den Klostergarten ein und gab ihm ein Schauspiel, das seinesgleichen nicht hatte. Hyazinthen und Tul-

pen standen da im schönsten Flor, einige Obstbäume blühten, andere trugen reife Früchte, die Nachtigallen ließen sich nebst der Grasmücke im Gebüsch hören, und die fröhlichen Stechschwalben schwirrten hoch in der Luft um den Klosterturm.

Wie der Kaiser das alles genug bewundert hatte, führte er ihn nebst seinen Höflingen an ein Traubengeländer, gab jedem Gast ein Messer in die Hand, sich eine reife Traube abzuschneiden, doch gebot er's, nicht eher zu tun, bis er's ansagen würde; aber plötzlich nahm er die künstliche Täuschung hinweg, da ergab sich, dass jeder Gast seine eigne Nase erfasst und das Messer angesetzt hatte, sie abzuschneiden, welcher Schwank Friedrich so zum Lachen brachte, dass er sich den kaiserlichen

Bauch halten musste. Wenn das mit rechten Dingen zuging, so war's ein Stűck, das weder der Professor Pinetti noch der Jude Philadelphia – zwei bekannte herumziehende Taschenspieler – dem Tausendkűnstler Albertus nachzutun vermochten.

Nachdem der ehrwűrdige Dominikaner der kleinen Richilde den geistlichen Segen erteilt hatte und nun von hinnen ziehen wollte, begehrte die Gráfin noch ein Andenken fűr ihr Tőchterlein, eine Reliquie, ein Agnus Dei, ein Amulett oder einen Segen fűr sie. Albertus schlug sich vor die Stirn und sprach: »Ihr erinnert mich wohl daran, edle Frau, fast hátte ich's vernachlássigt, Euer Fráulein mit einer Gabe zu bedenken; aber lasst mich allein und sagt mir nur genau an, zu welcher Stunde das Fráulein zuerst die vier Wánde beschrien hat.«

Darauf verschloss er sich neun Tage lang in eine einsame Klause und laborierte fleißig, dass er ein Kunststűck zuwege brächte, durch das sich die kleine Richilde seiner erinnern möchte.

Wie der Kunstmeister das Werk vollendet hatte und merkte, dass es wohl gediehen sei, bracht er's insgeheim zur Gráfin, verriet ihr alle Vorteile und die geheime Wirkung seines Machwerks, unterrichtete sie, wie es zu gebrauchen sei und wie sie die Tochter, wenn sie heranwuchs,űber Nutzen und Brauch des Werks belehren sollte, nahm freundlichen Abschied und ritt davon.

Die Gráfin, hocherfreut űber die Gabe, nahm die magische Heimlichkeit und verbarg sie in der Schublade, wo sie ihre Kleinodien verwahrte.

Gunderich der Pfaffenfreund lebte noch einige Jahre in weltentrűckter Abgeschiedenheit in seiner Burg, stiftete viele Klőster und Kapellen und legte dennoch einen großen Teil seiner Renten zum Brautschatz des lieben Tőchterleins zurűck, denn das Lehen war einem mánnlichen Blutsverwandten verschrie-

ben. Wie er spürte, dass es mit ihm bald zu Ende gehen würde, ließ er sich ein Mönchskleid anlegen und verschied darin mit den hoffnungsvollsten Ansprüchen auf das Recht der Maskenfreiheit im ewigen Leben.

Die Gräfin wählte ein Nonnenkloster zum Witwenaufenthalt, und wendete ihre ganze Tätigkeit auf die Erziehung ihrer Tochter, die sie, sobald sie volljährig sein würde, selbst in die große Welt einführen wollte. Ehe sie das jedoch bewerkstelligen konnte, wurde sie vom Tode ereilt, eben zu der Zeit, als das Fräulein mit dem fünfzehnten Jahr ihres Lebens in den Blütenmond der weiblichen Schönheitsepoche eintrat.

Die gute Mutter sträubte sich anfangs mit einigem Unwillen gegen die ungelegene Trennung von der schönen Richilde, in der sie noch einmal aufzuleben gedachte; doch als sie merkte, dass ihr Stündlein geschlagen hatte, unterwarf sie sich standhaft dem Gesetz des alten Bundes und schickte sich zur Heimfahrt.

Sie rief ihre Tochter zu sich, hieß ihr die milden Tränen trocknen und redete zum Abschied also: »Ich verlasse Euch, geliebte Richilde, zu einer Zeit, wo Euch der mütterliche Beistand am nötigsten tut; aber kümmert Euch nicht, der Verlust einer guten Mutter soll Euch durch einen treuen Freund und Ratgeber ersetzt werden, der, wenn Ihr weise und klug seid, Eure Schritte leiten wird, dass Ihr nie irre geht. Dort in der Schublade, die meine Juwelen aufbewahrt, verbirgt sich ein Geheimnis, das Ihr nach meinem Ableben in Empfang nehmen sollt. Ein hocherfahrener Philosoph namens Albertus Magnus, der an der Freude über Eure Geburt großen Anteil nahm, hat es unter einer gewissen Konstellation der Himmelskörper verfertigt und mir anvertraut, Euch den Gebrauch desselben zu lehren. Dieses Kunstwerk ist ein metallischer Spiegel, in einen Rahmen von gediegenem Gold gefasst. Er hat für alle,

die hineinschauen, die Eigenschaften eines gemeinen Spiegels, die Bilder, die er empfängt, getreu zurückzugeben. Aber für Euch ist ihm außer diesem Gebrauch auch noch die Gabe verliehen, alles, wonach Ihr ihn befragt, in deutlich redenden Bildern darzustellen, sobald Ihr den Spruch aussprecht, den Euch diese Gedankentafel, die Ihr hier empfangt, kundtun wird. Hütet Euch, ihn nie aus Vorwitz und Neugier zu konsultieren oder ihm unbesonnen das zukünftige Schicksal Eures Lebens abzufragen. Betrachtet diesen wunderbaren Spiegel als einen achtungswerten Freund, den man nicht mit nichtswürdigen Fragen ermüden möchte, an dem man aber in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens immer einen treuen Ratgeber findet. Darum seid weise und vorsichtig beim Gebrauch und wandelt auf den Wegen der Tugend, damit der blanke Spiegel nicht, durch den vergifteten Hauch des Lasters angeweht, vor Eurem Angesicht erblinde.«

Nachdem die sterbende Mutter diesen Schwanengesang vollendet hatte, umfasste sie die jammernde Richilde, empfing die heilige Salbung, kämpfte flugs ihren Todeskampf und verschied.

Das Fräulein empfand tief in ihrem Herzen den Verlust der zärtlichen Mutter, hüllte sich in Trauerkleider und verweinte eins der schönsten Lebensjahre zwischen den Mauern der klösterlichen Abgeschiedenheit in Gesellschaft der ehrwürdigen Herrin und der frommen Klosterschwestern, ohne einmal den zeitlichen Nachlass ihrer Mutter durchzusehen oder in den geheimnisvollen Spiegel zu schauen.

Die Zeit milderte nach und nach diese kindlichen Schmerzensgefühle, der Tränenquell versiegte, und wie das Herz des Fräuleins durch Leidensergießung keine Beschäftigung mehr fand, fühlte sie in der einsamen Zelle das Ungemächliche der Langeweile, sie besuchte oft den Rederaum, fand unvermerkt

Geschmack, mit den Tanten und Vettern der Nonnen zu kosen, und diese waren so eifrig, ihren frommen Kusinen aufzuwarten, dass sie sich scharenweise ans Gitter drängten, wenn die schöne Richilde im Rederaum war.

Es fanden sich viel stattliche Ritter ein, die der unverschleierten Kostgängerin viel Schönes sagten, und in diesen Schmeicheleien lag das erste Samenkorn der Eitelkeit, das hier auf keinen unfruchtbaren Boden fiel, sondern bald Wurzeln schlug und aufkeimte. Fräulein Richilde dachte sich, dass es draußen im Freien besser sei als im Käfig hinter dem eisernen Gitter, sie verließ das Kloster, richtete ihre Hofstatt ein, nahm wohlstandshalber eine Hofmeisterin zur Ehrenhüterin an und trat mit Glanz in die große Welt ein.

Der Ruf ihrer Schönheit und Sittsamkeit breitete sich gegen die vier Winde des Himmels aus. Viele Prinzen und Grafen kamen aus fernen Ländern, ihr den Hof zu machen. Der Tagus, die Seine, der Po, die Themse und der Vater Rhein schickten ihre Heldensöhne nach Brabant, der schönen Richilde zu huldigen. Ihr Palast schien ein Feenschloss zu sein, die Fremden genossen die beste Aufnahme und unterließen nicht, die Höflichkeiten der reizenden Besitzerin mit den feinsten Schmeicheleien zu erwidern.

Es verging kein Tag, an dem nicht der Turnierplatz mit einigen wohlgerüsteten Rittern besetzt war, die durch ihre Wappenkönige auf den Märkten und an den Eckhäusern der Stadt die Ausforderung verkünden ließen: Wer die Gräfin von Brabant nicht für die schönste Dame ihrer Zeitgenossenschaft erkenne oder das Gegenteil zu behaupten sich erdreiste, solle sich in den Schranken des Turnierplatzes einfinden und mit den Waffen seine Behauptung gegen die Verehrer der schönen Richilde erhärten.

Gewöhnlich meldete sich niemand, oder wenn man ja an einem Hoffeste gern stechen mochte und einige Ritter sich bereden ließen, die Herausforderung anzunehmen und der Dame ihres Herzens den Preis der Schönheit zuzueignen, so geschah das nur zum Schein; denn das Zartgefühl der Ritter erlaubte ihnen nie, den Günstling der Gräfin aus dem Sattel zu heben; sie brachen ihre Lanzen, erkannten sich überwunden und gestanden der jungen Gräfin den Preis der Schönheit zu, welches Opfer sie mit jungfräulicher Sittsamkeit anzunehmen pflegte.

Bisher war es ihr noch nicht eingefallen, den magischen Spiegel zu befragen, sie brauchte ihn nur als einen gemeinen Spiegel, um damit zu prüfen, ob die Jungfrauen ihr den Kopfputz zu ihrem Vorteil aufgesetzt hätten. Keine Frage hatte sie sich noch nicht erlaubt, entweder weil ihr zur Zeit noch kein kritischer Umstand vorgekommen war, der eines Ratgebers bedurft hätte; oder weil sie zu scheu war und fürchtete, ihre Frage möchte vorwitzig und unbesonnen sein und der blanke Spiegel dürfte darüber erblinden. Unterdessen erregte die Stimme der Schmeichelei ihre Eitelkeit immer mehr und erzeugte in ihrem Herzen den Wunsch, das in der Tat zu sein, was ihr das Gerücht tagtäglich laut in die Ohren gellte; denn sie besaß den so seltenen Durchblick der Großen, in die Sprache ihrer Höflinge ein gerechtes Misstrauen zu setzen. Einem aufblühenden

Mádchen, wes Standes und Wűrden sie sei, ist die Frageűber ihre Wohl- oder Missgestalt ein so wichtiges Problem wie einem orthodoxen Kirchenlehrer die Frageűber die vier letzten Dinge. Daher war eben nicht zu verwundern, dass die schőne Richilde Lehre und Unterricht űber eine Sache begehrte, die ihrer Wissbegier so interessant war, und von wem konnte sie hierűber sicherer und unzweifelhafter Auskunft erwarten als von ihrem unbestechlichen Freund, dem Spiegel?

Nach einiger Űberlegung fand sie die Anfrage so gerecht und billig, dass sie kein Bedenken trug, solche an die Behőrde gelangen zu lassen. Sie verschloss sich also eines Tages in ihr Gemach, trat vor den magischen Spiegel und begann ihren Spruch:

piegel blink, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig mir an die schőnste Dirn
in Brabant.

Behánd zog sie den seidenen Vorhang auf, blickte hinein und sah darin mit großer Zufriedenheit ihre eigene Gestalt, die ihr der Spiegel unbefragt schon gar oft gezeigt hatte. Darűber ward sie hocherfreut in ihrer Seele, ihre Wangen fárbten sich hőher und die Augen funkelten vor Vergnűgen; aber ihr Herz wurde stolz und hoffártig wie das Herz der Kőnigin Waschti aus dem Buch Esther. Die Lobsprűche űber ihre Wohlgestalt, die sie vorher mit Bescheidenheit und sanftem Errőten angenommen hatte, begehrte sie nun als einen rechtmáßigen Tribut; auf alle Jungfrauen des Landes sah sie mit Stolz und